könnte, wenn man nicht bloß die Lebenshaltung der Strafgefangenen, sondern auch die der ehrlichen Arbeiter verbessern würde, ist offenbar eine „Gefühlsduselei", deren eine tête forte wie Dr. Fux sich nicht schuldig macht.

*

Für die conservative Beibehaltung der Todesstrafe, meint der liberale Dr. Fux, würde sich die Majorität der Bevölkerung Oesterreichs einsetzen, wenn man darüber eine Volksabstimmung durchführen würde. Gut, man mag's versuchen. Aber erst soll die deutschliberale Partei selbst eine Volksabstimmung über ihre eigene Existenzberechtigung entscheiden lassen. Was für das veraltete Institut der Todesstrafe recht ist, muss für die nicht minder veraltete Partei des Dr. Fux billig sein.

*

Originelle Rechtfertigung, die der Abg. Dr. Fux der Todesstrafe angethan hat. Er sagt, weil sie in gewissen Ausnahmsfällen unter dem Standrechte unentbehrlich sei, müsse sie auch für die gewöhnlichen Fälle des gemeinen Rechts beibehalten werden, offenbar damit ihre Anwendung in den Ausnahmsfällen nicht allzu ausnahmsweise auffalle. Nach derselben Logik müsste man dann auch in gewöhnlichen Zeitläuften die staatsbürgerlichen Rechte aufheben, damit deren Aufhebung im Ausnahmszustand nicht unliebsam auffalle. Wir Normalmenschen müssten alle künstliche Buckel unter dem Rock tragen, damit jene Ausnahmsmenschen nicht auffallen, welche natürliche Buckel besitzen, und alle Abgeordnete müssten ganz regelmäßig Unsinn sprechen, damit es nicht auffalle, wenn Einer ausnahmsweise Unsinn schwätzt.

*

Der Abg. Dr. Kronawetter hat, aus Rücksichten der technischen Vollkommenheit, beantragt, dass die Todesstrafe durch die Guillotine vollzogen werde. Dagegen wendete Abg. Dr. Kopp ein, „dass ein gewisses Zartgefühl es nicht gestatte, auf einen solchen Antrag einzugehen". Warum geht Herr Dr. Kopp nicht weiter? Ein noch größeres Maß von Zartgefühl könnte es ihm überhaupt nicht gestatten, die Todesstrafe beizubehalten.

*

Während der Abg. Prof. Dr. v. Roszkowski meinte, dass die Todesstrafe der christlichen Moral widerspreche, behauptete der Abg. Dr. Scheicher als Theologe, dass sie sich auch mit der christlichen Doctrin vereinbaren lasse, und Justizminister Dr. Graf Schönborn hat dieses sachmännische Urtheil mit Befriedigung aufgenommen. Wir sind in der Theologie nicht bewandert. Aber wir meinen, dass eine Religion, deren Stifter unschuldig die Todesstrafe erlitten, mit deren fernerer Ausübung unmöglich einverstanden sein kann.

*

Eine politische Justificierung hat jüngst das Ministerium Windischgrätz vollzogen; aber auch sie ist ihm wie so vieles andere misslungen. Nämlich, der Minister Herr Marquis Bacquehem hat durch einen Federstrich, im parlamentarischen Leben „Zurückziehung einer Regierungsvorlage" genannt, den Wahlreform-Entwurf des Grafen Taaffe vom Leben zum Tod zu befördern geglaubt. Aber ein wohlcoalierter conservativer Abg., Freiherr v. Morsey, hat jüngst im Wahlreform-Ausschuss gesagt, dass der Taaffe'sche Wahlreform-Antrag „in vielen tausend Köpfen und in vielen tausend Herzen fortlebt". In der That ist die zurückgezogene Vorlage Taaffes noch heute lebensvoller und lebenswahrer als die noch nicht zurückgezogenen „Grundzüge" des Fürsten Windischgrätz, die leider schon todt zur Welt gekommen sind und nicht appetitlicher werden, je länger sie unbegraben bleiben.

*

Wer farbenblind ist, soll nicht Weichensteller werden, weil sonst Entgleisungen oder Zusammenstöße vorkommen. Das gilt für Eisenbahner, im übertragenen Sinne aber auch für jene, welche die geistigen Verkehrsmittel handhaben, für unsere geehrten Herren Collegen und Kritiker von der Presse. Da sind jüngst zwei journalistische Züge aus entgegengesetzten Richtungen gegeneinander zusammengestoßen, lediglich weil die betreffenden Weichensteller die Signale der „Zeit" verkannten. Die altczechische Prager „Politik" kanzelt unseren verehrten Mitarbeiter Herrn Prof. Dr. Masaryk wegen nationalen Hochverrathes ab, weil er in „Die Zeit" schreibt, welche, ihrer Ansicht nach, ein „strammes Kampfblatt deutschnationaler Couleur" sei. Die Warnsdorfer deutschnationale „Abwehr" dagegen beschuldigt „Die Zeit" selbst, dass sie „uns" Deutsche „aus der Welt schaffen" will. Uns dünkt, die beiden Herren, der von der „Politik", wie der von der „Abwehr", haben schlecht gesehen. „Die Zeit" ist weder czechen- noch deutsch-, oder, wenn man will, weder deutsch- noch czechenfeindlich, sondern will beide Volksstämme leben lassen und, nach ihren bescheidenen Kräften, zu ihrem gegenseitigen Verständnisse beitragen, aus dem einmal eine nationale und politische Verständigung erwachsen möge. Deswegen trifft uns die Polemik der „Politik" ebensowenig, als die der „Abwehr". Beide glaubten gegen uns zu polemisieren, sie haben thatsächlich nur gegen einander polemisiert und — beide Unrecht behalten.

Kr.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Nouveautés, „Hôtel du Libre-Echange" von Georges Feydeau und Maurice Desvallières. Gymnase, „Question d'argent" von Al. Dumas. Berlin. Schauspielhaus, „Halali" von Richard Skowronnek. Deutsches Theater, „Blau" von Max Bernstein und „Cyprienne" von Sardou. Berliner Theater, „Der höchste Trumpf" von Carl Laufs und Wilhelm Jacoby. Neues Theater, „Andrea" von Sardou. Frankfurt. Stadttheater, „Wohlthäter der Menschheit" von F. Philippi.

* * *

Um den „Sommernachtstraum", den Mittwoch das Burgtheater brachte, werben die Bühnen lange und es will nicht gelingen. Laube, der ihn 1854 versuchte, sagte, dass er „nie den vollen Zug eines beliebten Theaterstückes erreicht hat"; und als in Berlin Max Grube neulich seine reiche Weisheit scenischer Reize an ihn wendete, schrieb Heinrich Bulthaupt: „es wurde decorativ das Menschenmöglichste geleistet, um das unsterbliche Werk den Anforderungen des modernen Theaters anzupassen. Dennoch täuschte man sich nicht: seine eigentliche Heimstätte ist nicht dort. Nur mit den Augen des Geistes kann es ganz so gesehen werden, wie der Dichter es vorgeschaut hat." So war es tapfer, das Experiment wieder zu wagen, und die Geschichte der deutschen Bühne wird es verzeichnen: nicht als ob es jetzt endlich gelang, aber weil doch bewiesen wurde, dass es gelingen kann. Man sah, dass es möglich ist, und sah die abänderlichen Fehler, die es noch stören. Die ungewisse Frage löste sich in zwei deutliche Forderungen auf: dass es gilt, dem Märchen seine Decoration zu geben, und dass es dann gilt, die Handlung in diese Decoration zu schmiegen, bis sie unzertrennlich verwachsen, während auf unseren Bühnen sonst das Spiel immer neben der Decoration steht. Die Decoration gefiel den Leuten sehr. Sie hatte eine unsäglich milde, sanfte, schmeichelnde Pracht. Sie war mir nur — man muss derlei ganz persönlich sagen — sie war mir nur zu möglich. Ich hätte sie phantastischer gewünscht, dass sie meine Einbildung nicht beruhigt, sondern heftig angestiftet hätte, in Extasen und Verzückungen zu schweifen: mit abenteuerlichen, fabelhaften, ja hysterischen Farben, mit längeren Bäumen, als es irgend geben kann, mit unglaublich wilden Orchideen, die wie tückische Ungethüme, Schlangen oder Drachen schienen. So hat Jean Veber einen conte de fées gemalt, mit rothen Stämmen, violetten Zweigen, blauem Laub. Und Marianne Stokes hat so ihren „verwunschenen Prinzen" gemalt. Oder man denke an das „verlorene Paradies" des Ludwig von Hofmann, das jetzt im Künstlerhause ist. So gewaltsam suggestiv und brüsk ins Träumen stoßend hätte ich sie gewünscht. Und ich hätte die Fügung der Schauspieler in die Decoration noch geschmeidiger, noch inniger gewünscht. An manchen Stellen gelang sie: wie Titania mit dem Esel kost oder Puck sich in den Blüthen wiegt, das waren unvergessliche Wunder der scenischen Kunst. Aber dann rannte Fräulein Kallina plötzlich aus dem „Walde von Athen" nach dem Kasten vor, um da aus ihren schwärmerischen Augen ins Parterre zu kokettieren, und noch ärger waren die Ballerinen, die die Elfen mimten, eine Gruppe links, eine Gruppe rechts, eine in der Mitte und alle stets mit den albernen Complimenten zum Publicum hin. Wenn Elfen tanzen, dann müssen sie es auf Blumen, um Lilien flatternd, über Rosen kletternd, an Sonnenblumen turnend, und unbekümmert um die Zettel in den Logen.

*

Georg Brandes hat die Theater der Gegenwart neulich „Unterhaltungsanstalten für die Armen im Geiste, für jenen beträchtlichen Theil des Bürgerstandes, der nicht lesen kann oder mag", genannt. Es muss ein schreckliches Metier sein, diese „Unterhaltung" zu liefern und ich verstehe, was Goethe einst an Schiller schrieb: „Niemand kann zwei Herren dienen und unter allen Herren würde ich mir das Publicum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen." Ich möchte gern einmal heimlich lauschen, wenn Herr Oskar Blumenthal, dieser feine Spötter, und Herr Gustav Kadelburg, dieser schlaue Kenner, unter sich über das Publicum reden. Man sieht, wie sie es mit jedem Stücke mehr verachten. In diesen „Zwei Wappen", die das Deutsche Volkstheater gestern brachte, steht es ihnen nicht einmal mehr dafür, überhaupt eine Handlung zu erfinden. Keine Gestalten mehr, keine Fabel, keine Situationen — nur noch Späße aus den „Fliegenden". Und die Leute klatschen und jauchzen und amusieren sich himmlisch! Ich möchte gern einmal lauschen, wenn Herr Blumenthal und Herr Kadelburg unter sich über sie reden.

* * * H. B.

Als die Zeitungen neulich von der Collecte der Gräfin Kielmannsegg für das Künstlerhaus meldeten, habe ich öffentlich die Maler hier gefragt, ob es ihnen mit ihrer Ehre verträglich scheint, milde Spenden zu nehmen und in der Stadt für sich sammeln zu lassen, von fünf Gulden aufwärts, wie abgebrannte Komödianten einer Schmiere. Das war ihnen nun sehr peinlich und sie zauderten zwischen zwei Gefühlen. Sie sind doch immer noch Künstler genug, um sich zu schämen, und so betheuerten sie in einer Versammlung, dass die Genossenschaft das Deficit aus Eigenem decken wird. Aber sie sind zu sehr Wiener, um eine Frau Gräfin zu kränken, und so marterten sie sich um einen Rath, wie man denn ablehnen und doch auch annehmen und recht österreichisch zugleich Ja und auch Nein sagen könnte, was man „ein Arrangement treffen" nennt. Der Rath wurde gefunden; das Arrangement ist getroffen: die Künstler decken das Deficit selbst, aber die Frau Gräfin tritt mit den Frauen Wiens in die Genossenschaft und schenkt ihr auch noch ein Banner. Das ändert natürlich an der Sache nichts, aber es rettet den Schein: der „Nimbus" ist gewahrt, wie der gute Jupiter im „Orpheus" sagte. Und sie haben das Banner! Das ist für sie enorm viel wert. Malen können sie ja nicht und so weiß man schon wirklich nicht mehr, was sie denn eigentlich sollen. Aber jetzt haben sie erst wieder einen Zweck: das Banner der Frau Gräfin hoch zu halten.

*

Die Wiener „Literarische Gesellschaft", die sich den Zweck gesetzt hat, „der literarischen Production einen neuen Mittelpunkt zu schaffen", hat Mangel an Manuscripten für ihren Verlag, — so meldete jüngst ein Blatt. Man kann die Sache symptomatisch nehmen, nur fragt es sich, ob für die Bedeutung des genannten Vereines oder für den Wert der literarischen Versuche des modernen Oesterreichs. Im letzteren Sinne würde folgen, dass die sogenannten jungen Kräfte der österreichischen Literatur zumindest schwächlicher Natur sind, im ersteren Sinne aber etwas ganz anderes. Die literarische Gesellschaft — müsste man in diesem Falle schließen — weiß das vorhandene Material von dichterischen Talenten nicht entsprechend zu nützen oder ihr Ver-